

Ungarische Bildergalerie

PALATIN NIKOLAUS ESTERHÁZY

1583—1681

Von STEFAN HAJNAL

Sein Bildnis kennt jedermann, der in der ungarischen Geschichte zu blättern pflegt: er steht da in einem Gewand von starrer Pracht, mit dunklem Bart über der breiten Brust und gebieterischen Gesichtszügen, die uns durch die äußerliche Nachahmung des zeitgenössischen Künstlers nur noch fremder geworden sind. Über seinen Charakter und seine Rolle konnten wir uns lange Zeit keine verständnisvolle und lebenswarme

Vorstellung bilden. Er galt als ein Magnat, der seine Güter mehrte, als Parteigänger einer fremden Dynastie, als Gegner der volkstümlichen Freiheitsbewegungen und der protestantischen Religionsfreiheit. Er war ein Gegner nicht nur Gabriel Bethlens, sondern auch der anderen Geistesgröße des Landes, Péter Pázmány, und stand der politischen und religiösen Kunst dieser beiden Persönlichkeiten fern. Und doch scheint es, als würde seine robuste Gestalt in unseren Tagen uns immer nähertreten. Wir fassen ihn nicht mehr als Gegensatz zu den beiden genannten historischen Persönlichkeiten auf, sondern als eine Ergänzung zu ihnen, und durch ihn vermögen wir erst völlig zu erfassen, wie Schicksal und Charakter des Ungarn des 17. Jahrhunderts beschaffen waren.

Er stammte aus einer alten Familie des mittleren Adels, sein Vater war Vizegespan von Pozsony und überzeugter Protestant. Dennoch ließ er seinen Sohn, wie es damals allgemein üblich war, in den hervorragenden ungarischen und Wiener jesuitischen Schulen der Gegenreformation erziehen. Als achtzehnjähriger Junge wurde er katholisch; in Familienaufzeichnungen wird geschildert, wie er vor dem Zorn seines Vaters fliehen mußte und wie ihn die Mutter unter Tränen bis zum Dorfrand begleitete, als er sich ins Exil begab. Bald kam er in den Hof des Bruders seiner Mutter, des protestantischen Palatins Mészáros und floh bald mit diesem nach Polen. Später sehen wir ihn an der Seite des ungarischen Hauptmanns von Oberungarn, Franz Mágócsy, wie er an der Spitze einer kleinen Reitergruppe gegen die Türken kämpfte; sein kränklicher Vorgesetzter überließ ihm immer mehr die Führung der Amtsgeschäfte. Nach dem Tode Mágócsys wurde es zum Feenmärchen, aber auch zum Gegenstand verleumderischen Klatsches im ganzen Lande, wie der vor kurzem noch arme verbannte Esterházy die Hand der jungen Witwe Ursula Dersffy und damit ihre gewaltigen Besitzungen gewann (1611). Die vornehme protestantische Dame trat ihm zuliebe zum katholischen Glauben über. Nach dem Tod der ersten Gattin wurde auch seine zweite Frau, Christine Nyáry, die junge Witwe des Protestanten Emmerich Thurzó, katholisch. Die Erlangung der mächtigen Besitzungen der beiden Frauen zählte zu den größten Erfolgen der ungarischen Gegenreformation.

Esterházy blieb auch weiterhin ein Mehrerer seiner Besitzungen, obwohl das Familienvermögen erst durch seine Nachfahren zu einem der größten Latifundien Europas erweitert wurde. Die in entlegenen Landesgebieten befindlichen Besitzungen wurden durch königliche Huld zu einem großen Teil in westungarische Güter umgetauscht, mit dem Schloß von Kismarton und der mächtigen Felsenburg von Fraknó im Mittelpunkt. Die königlichen Donationen, die Nikolaus Esterházy zuteil wurden, stellten in der Regel zugleich Ergebnisse von Tausch- und Kaufgeschäften, Erstattung von in öffentlichen Angelegenheiten entstandenen Kosten und Belohnung von politischen Verdiensten dar. Der Mehrung der Güter nach dem Beispiel der dynastischen Familienpolitik diente auch die Verheiratung seines aus der ersten Ehe stammenden Sohnes mit der aus der ersten Ehe seiner zweiten Gattin stammenden Tochter, der Erbin der Thurzó-Güter. (Die Tochter der beiden, Ursula Esterházy, wurde zur Gattin des Sohnes von Nikolaus Esterházy und Christina Nyáry, Paul Esterházy, des ersten Fürsten des Geschlechts, so daß der Güterkomplex der Familie zusammengehalten werden konnte.) Die Gründung des Fideikommisses wurde erst vom Sohn Nikolaus Esterházy's in gesetzlicher Form vollzogen, aber schon sein Vater hatte dies erwogen. Er arbeitete an der Gründung einer großen ungarischen Magnatendynastie, jedoch, abweichend von den westlichen Territorialfürstentümern, im politischen Dienst an der großen ungarischen Einheit.

Denn Esterházy konnte von Vermögensfragen niemals das Politische im tiefsten Sinne des Wortes trennen. Der Grundbesitz war damals eine Vorbedingung für die politische Rolle, für die Bekleidung von Ämtern, soweit, daß neue Würdenträger oft geradezu verpflichtet wurden, auf dem Gebiet ihrer Amtstätigkeit Güter zu erwerben. Deshalb drängte Esterházy später auf die Wiederherstellung der früheren wirklichen königlichen Donationen; auf diese Weise hätte sich auch begabten ärmeren Edelleuten der Weg zu höheren Würden eröffnet; private Güter wiederum gab es zu jener Zeit nicht ohne die Rechte und die Lasten behördlicher Tätigkeit. Das war

keine ungarische Besonderheit, sondern ein blasser Widerschein des uralten westlichen Feudalismus, der einstigen Grundform der sozialen Entwicklung in Europa, der kein Eigentum an Boden kannte, sondern nur Gutsherrschaft, d. h. das Recht und die Berufung, die auf dem betreffenden Gebiet lebende Bevölkerung zu verwalten.

Mit dem Ehrgeiz, eine öffentliche Rolle zu spielen, ging daher seinerzeit die Erwerbung von Gütern einher, was natürlich erbitterte Kämpfe um den Besitz nicht ausschließt, vielmehr noch bestärkt. Diese Kämpfe haben aber durch die Übernahme friedlicher und kriegerischer Aufgaben und Risiken doch einen männlicheren Charakter erhalten. Die Begründung der Gutsherrschaft Esterházy's bildet in der politischen und sozialen Geschichte Ungarns ein Kapitel von bleibendem Interesse. Die Macht Nikolaus Esterházy's als Palatin ist ohne seine Güter und mit den damit verbundenen zweifellos großen Opfern gar nicht denkbar. Auch in der Verwaltung seiner Güter erwies er sich als echter Herr und wandte dabei eher konservative Methoden an, ohne die im Westen bereits einsetzende kapitalistische Ausbeutung des Bodens.

Als Besitzer eines Latifundiums stieg Esterházy auf der Stufenleiter der durch Wahl zu erlangenden ständischen Würden des Landes rasch empor. Er kämpfte gegen die Türken und gegen die Mannen Bethlens mit einige hundert Mann zählenden Reitertruppen; er befreite viele tausend christliche Gefangene aus türkischen Händen und zog öfter im Triumph in die Wiener Burg mit den erbeuteten Schätzen und Trophäen ein. Im Jahre 1625 wurde er zum Palatin gewählt und erlangte damit die höchste Würde, die er dann zwei Jahrzehnte hindurch bis zu seinem Tode bekleidete. Der König verlieh ihm die Grafenwürde und erhob ihn zum Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies, er galt also auch vom europäischen Gesichtspunkt als eine bedeutende Persönlichkeit.

Die Schicksalsfrage des Ungartums war damals die türkische Gefahr, die der Nation mit einer Herauslösung aus der europäischen Kulturwelt drohte. In der Hand der Habsburger-Könige befanden sich nur die westlichen und nördlichen Landesteile, Siebenbürgen bildete ein besonderes Fürstentum und in den übrigen Teilen des Landes herrschten die Türken seit fast hundert Jahren. Esterházy erhoffte die Befreiung und Einigung des Landes von der katholischen Dynastie. Vor den murrenden Mitgliedern des Landtages berief er sich auf die europäische Autorität der Dynastie, auf den Kaiser, dem die ganze Welt huldigte, und auf die Kaiserin, Tochter des spanischen Königs; was würden wohl diese zu solchen störrischen Untertanen sagen, sie würden sie für „nichtsnutze Leute, für Schweinehirten“ ansehen. Die Oppositionellen, vor allem die Protestanten, klagten viel über die furchterregenden Ausbrüche des Palatins in den Versammlungen, der mit dem Fuß stampte, auf den Tisch schlug, sie Verräter und Verschwörer schelte, ihnen sogar den Hondsuh zuwerfe und sie zum Duell fordere. Die radikaleren Leute der Opposition verbargen sich vor ihm tagelang, da sie die Gefangennahme befürchteten.

Auf der anderen Seite war der erbitterte Gegensatz zwischen dem Palatin und Pázmány sowie den Bischöfen-Kanzlern, die ebenfalls hingebungsvolle Anhänger der westlichen katholischen Konzeption waren, allgemein bekannt. Es kam sogar zu skandalösen Szenen, „zu fürchterlichem Streit, wovon man am besten gar nicht redet“, schreiben die Delegierten des Landtags. Aber auch mit den Wiener höchsten Regierungsbehörden lag der Palatin in ständigem Kampf. Die fremden Geheimen Räte verstehen sich nach ihm nicht auf die ungarischen Angelegenheiten. Sie seien langsam arbeitende Beamte: „Sie lesen und erwägen meine Berichte so lange, daß inzwischen die Henne ihr Ei verläßt.“ Sie seien verweichlichte Städter, die „alles vom Bett aus regeln wollen“. Der Palatin hatte nichts für Wien übrig; der König ließ ihn manchmal beinahe bewachen, damit er die Beratungen nicht einfach in Stich lasse. Mitunter trotzte er monatelang dem königlichen Befehl, der ihn zum Hof vorlud: Es habe gar keinen Sinn hinzugehen, meinte er, dort halte man sich inmitten des großen dreißigjährigen europäischen Krieges doch nur die Belange des Reichs vor Augen. Wien gehe gegen die Türken, die die ungarischen Grenzen angriffen, mit Rücksicht auf den Krieg im Westen nur vorsichtig und furchtsam vor. Der Hof ist ganz ent-

setzt, als der Palatin an verschiedenen Stellen zur Vergeltung wegen der türkischen Einbrüche den Adel unter die Fahnen ruft. Man verbietet es ihm und zieht sogar sein Recht in Zweifel, den Adel aufzubieten. So läßt der Türke keine Ruhe, er „kehrt wie die Fliege immer wieder zum süßen warmen Blut zurück.“ Manchmal fleht der Palatin geradezu den Hof an: Man möge ihm freie Hand geben, er würde dem Türken einen Hieb versetzen, daß dieser

es gar nicht merken würde, daß es mit Absicht erfolgt ist, als würde man eine Ohrfeige sofort zurückgeben. Er nennt den deutschen Habsburg-Gesandten in Konstantinopel geradezu einen Verräter der ungarischen Sache und fordert die Entsendung eines ungarischen Gesandten. Die Verhandlungen mit den Türken müßten mit größter Energie geführt werden, denn: „Wer mit Hunden spielt, braucht einen Stock.“ In Wien befürchtete man ohne Zweifel, daß der Palatin einen Krieg mit den Türken herausfordern und die Habsburger zur Beendigung der Kriege im Westen zwingen wolle. Sicherlich kannten sie auch die Kundschafterorganisation des Palatins, die bis zu den christlichen Balkanvölkern reichte; sie wußten, daß er Beziehungen mit dem polnischen Herrscherhaus aufrechterhielt und sogar an Venedig herantrat, um gemeinsam gegen die Türken vorzugehen.

Bemerkenswerter aber als all dies war der Umstand, von dem damals nur wenige wußten, daß man in Wien über den Verkehr des Palatins mit der Landesbevölkerung und den Ständen eifersüchtig wachte. Er wurde verdächtigt, sobald er auf den Reichstagen mit Delegierten der Opposition verhandelte. Man hinderte ihn daran, auf seinen Reisen Versammlungen zur Beratung über die Sorgen der einzelnen Gebiete einzuberufen. Es kam vor, daß man ihm in solchen Fällen Wiener Räte zur Seite stellte. „Man verbietet mir sogar den Verkehr mit Menschen, wie einem Aussätzigen.“ Nicht einmal die Ausübung seiner Gerichtsbarkeit als Palatin wurde gern gesehen, obwohl damals der erste Beamte des Landes nur auf diese Weise mit den niedrigsten Schichten in Berührung kommen konnte. Das Leben des Palatins war mitunter ein ewiges Wandern in Winter und Sommer, auf gräßlichen Wegen, mit Achsenbrüchen, erschöpften Pferden und Überfahrten über die Donau beim Eistreiben. Oft hatte er keine Stunde Ruhe vor den Menschen. „Ich glaubte, daß sie mich in Schlamm und Wasser nicht finden werden, aber auch hier setzten mir die vielen verrückten Menschen nach. Wie hungrige Raben das Futter, umdrängen mich die vielen Menschen mit ihren Beschwerden auch auf der Straße, auf der ich zu ihnen gekommen bin, und klettern sogar auf die Bäume, Zäune und Häuser, um mich zu sehen.“

Dabei vertraute man in Wien auf die Treue des Palatins und seine königlichen Herren, die beiden Ferdinand (II. und III.) suchten ihn fast liebevoll zu besänftigen. Nur seine besondere Politik mochten sie nicht leiden, und der Palatin machte seinerseits gar kein Hehl daraus, daß er die öffentliche Meinung der Stände für diese Politik gewinnen möchte. Die Kämpfe zwischen dem Hof und dem Palatin sind aber auch auf tiefere Gründe zurückzuführen, auf Gründe, die den Zeitgenossen kaum bewußt waren, wie auch wir heute nicht voll zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen vermögen, was der Entwicklung unseres Zeitalters zugrunde liegt. Der Palatin wollte die Geschicke der Nation in die Hände der ungarischen Stände legen und dachte dabei an eine umfassende Hierarchie des von den bäuerlichen Grundlagen sich erhebenden Komitatsadels und der geschlossenen Schicht der Magnaten der sog. Burgprovinzen. Die Burgprovinzen, d. h. die auch zur militärischen Verteidigung gerüsteten Gutsherrschaften des Hochadels, aber auch die kleineren adeligen Gutsherrschaften waren umfassende, lebensvolle organische Gebilde, nicht nur bloßes Privateigentum, sondern eine Einheit von Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Landesverteidigung und sogar kultureller Führung. Nicht anders verhielt es sich auch mit der Entwicklung des Westens, dort waren aber in dieser Zeit die alten Grundlagen bereits im Verfall begriffen. Esterházy jedoch sah und bewertete alles noch auf Grund des alten ständischen Weltbildes, in dem Privatleben und Gemeinwohl noch nicht getrennt waren, sondern es nur eine einzige mannhaftige Sorge und Tüchtigkeit gab. Nach dieser Auffassung bestand die Lebenskraft der Nation im Gutsbesitz der kleineren und größeren Herren, in ihrem behördlichen Wirken und in ihrer Führung der Gesellschaft. Dieser Gesellschaftsordnung und der Machtbefugnisse des Palatins an der Spitze wollte er neues Leben einflößen.

Er hinterließ umfangreiche Elaborate über all dies, über die Zusammenfassung der Kräfte des Landes und die Neuordnung der öffentlichen Verwaltung, der Gerichtsbarkeit, der Besteuerung unter ständischen Behörden. In Wien aber und im gesamten Westen waren damals bereits jene Organisationen des staatlichen Lebens im Entstehen begriffen, die die ganzheitlichen, lebensvollen gesellschaftlichen

Gebilde in spezielle Funktionen: gesondert in Diplomatie, in Kriegswesen, Gerichtsbarkeit und Finanzwesen zerlegten. Alle diese Funktionen sehen die Aufgaben unter ihrem besonderen Gesichtswinkel. Die Diplomatie übersieht die brennenden und blutenden ungarischen Dörfer, ihr Ziel bildet der Sieg im Westen und in der Theorie später einmal auch die endgültige Niederringung der Türken. Die Diplomatie, das Kriegswesen, das Finanzwesen und die anderen Bereiche saugen auf diese Weise aus der ständischen Organisation und vor allem aus den Machtbefugnissen des Palatins durch ihr vollkommeneres Beamtentum die öffentlichen Funktionen an sich. Sie saugen aber auch, halb unbewußt, die nationalen Kräfte aus und leiten sie in eine über-völkische Reichsorganisation über. Pázmány und die anderen Bischöfe waren moderner als der Palatin, ihr Denken bewegte sich bereits in den Bahnen Richelieus und anderer großer geistlicher Staatsmänner des Zeitalters: sie hätten die alles überwältigende Macht des Palatins für untragbar gehalten. Denn Esterházy konnte nicht einmal das große Problem der Religion mit theoretischer Folgerichtigkeit behandeln, von der Führung der ständischen Gesellschaft trennen und als eine Frage der staatlichen Einheit betrachten. Er, der Palatin der Gegenreformation, war sogar bereit, die Ausübung der protestantischen und der katholischen Religion auf Grund der ständischen Besitztümer zu regeln. Flüsternd bezichtigte man ihn bereits der Abtrünnigkeit.

Der König verbot ihm von Reichstag zu Reichstag, seine großen Elaborate vorzulegen. Unter erbitterten Kämpfen meldete er wiederholt seinen Verzicht auf die Palatinwürde an. Seine Demission wurde aber nicht angenommen, man suchte ihn zu besänftigen und einzelne seiner Vorschläge wurden doch zu Gesetzeskraft erhoben. Man beobachtete und ermahnte ihn aber sogar dann, wenn er seine Pläne vor einzelnen Gruppen von Magnaten entwickelte. Vor dem Landtag 1642 teilte er auch den Komitaten seine Rücktrittsabsicht mit. Er bereitete sich zu einem großen Kampf vor und sogar die Gesandten fremder Staaten verfaßten unglückverheißende Berichte über die drohenden Plänen des ungarischen Palatins über die Verselbständigung der ungarischen Regierung unter dem Schutz seiner Würde.

Der König sandte seinen Beichvater, den Kanzler und seine Minister zum Palatin, der sich hartnäckig weigerte, nach Wien zu gehen. Die schwedische Offensive Torstensons erschütterte das Habsburgerreich: in Ungarn konnte keinerlei Unruhe geduldet werden. Der letzte Abgesandte des Hofes über-

brachte dem Palatin ernste Anweisungen: „Die Demission auf dem Landtag könnte nur in Widerstand zu Seiner Majestät erfolgen, wovon sie um jeden Preis verschont werden muß! In Pozsony erwartete man den Palatin mit größter Spannung. „Der Hof möge eiligst zum Landtag kommen,“ schrieben damals die Prälaten nach Wien, „denn es droht eine große Gefahr, der Palatin kommt und stimmt die Menschen um.“ Esterházy traf tatsächlich ein, wie sonst an der Spitze eines Banderiums von mehreren hundert Kopf Stärke, in feierlichem Aufzug. Man hätte über ihn auch viele andere schlimme Dinge nach Wien berichten können, denn er war maßlos erbittert. Er ließ zwei protestantische Delegierte zu sich kommen und „sprach vor ihnen fast schluchzend, unter dem Siegel strengster Vertraulichkeit von der Unbill, die er zu erdulden hatte, und von der Erniedrigung seines Ansehens als Palatin“; auch bezüglich der religiösen Angelegenheiten ließ er sie „wunderliche“ Schriften sehen.

Zu einer Verschwörung mit den Ständen gegen seinen König konnte er sich aber nicht entschließen. Die Stände setzten übrigens auf ihn kein großes Vertrauen, denn nicht einmal die Katholiken waren in der Lage, seine Pläne und Kämpfe richtig zu kennen. Die Protestanten aber betrachteten seine Erbitterung fast mit Schadenfreude. „Mein Kopf und mein ganzer Körper ist schon fast lauter Schmerz.“ Er fühlt sich verlassen von allen Seiten: „Nur ich bin der rüddige Hund, der Stein des Anstoßes.“ Gebrochenen Herzens, „mit der schuldigen Demut und tiefster Huldigung“ fleht er wieder seinen König an, er möge ihn seiner leidigen Würde entheben.

Sein Rücktritt wurde auch damals nicht angenommen, die höchsten Minister des Königs beschwichtigten ihn und versprachen, seine Vorschläge zu erwägen auf dem nächsten Landtag — den Esterházy nicht mehr erlebte.

Seine Pläne entsprachen, wie wir heute schon feststellen können, nicht mehr den Erfordernissen des Zeitalters. Er dachte zwar mit nüchternem Verstand an alles, hatte aber einen wirklichen, fachgemäßen Apparat nicht in der Hand. Die gesamte ungarische ständische Gesellschaft litt an Fehlern der inneren Organisation, an Mangel an fachgemäßer Arbeit. Dies war auch der Grund der schwachen Widerstandskraft der ungarischen ständischen Gesellschaft gegenüber der Wiener Regierung, in katastrophaler Weise verschärft durch die türkische Gefahr.

Esterházy brachte auf den Posten des Palatins

die ungarische Weltanschauung des Herrenhauses des ländlichen Adels ins Gewaltige potenziert mit. Seine Briefe und Schriften verfaßte er stets ungarisch und sprach scherzend darüber, wie er sich mit dem Wörterbuch abmühte, wenn er in Abwesenheit seines Sekretärs dem Herrscher vertrauliche Schriften in lateinischer Sprache schreiben mußte. Auch das Deutsche dürfte er nicht vollkommen beherrscht haben, da man aus Wien möglichst solche Personen zu ihm entsandte, die auch ungarisch sprachen. Um so ausdrucksvoller sind seine ungarischen Schriften und die Privatbriefe an seine Frau, voll männlicher Liebe, über Kleinigkeiten, liebenswürdige Reminiscenzen häuslicher Scherze. In seinem Testament ermahnte er seine Söhne, möglichst selten nach Wien zu gehen, höchstens um zu lernen und eher Mädchen niedrigeren Standes, aber ungarische Mädchen zu heiraten.

Dennoch interessierte er sich für alle höheren geistigen Fragen. Er verfaßte religiöse Streitschriften und die Unterhaltung über religiöse Fragen war ihm ein ständiges Bedürfnis. Auf der Reise, von einem entlegenen Ort aus, schrieb er einmal: er habe einen dicken Pfarrer gefunden, der ein Einfalt ihm selbst gleiche, doch habe er wenigstens die Möglichkeit, sich mit jemandem zu unterhalten. Er sorgte für die Universität von Nagyszombat und für die Errichtung von Erziehungsanstalten: „Dies ist die einzige Möglichkeit der Verbreitung der Kirche in diesem Lande.“ Er umgab sich mit gebildeten Geistlichen und Gelehrten, mit Anhängern der damals rasche Fortschritte aufweisenden Naturwissenschaft. Die selbständige Stellungnahme in hohen geistigen Dingen war vielleicht mehr als heute, ein wirkliches Bedürfnis und eine Frage des Ranges bei den ungarischen Herren. Auch hinter den Religionsstreitigkeiten verbarg sich die Frage der kulturellen Führung der Stände.

Nikolaus Esterházy begründete eine in ganz Europa bekannten Magnatendynastie, was nach seiner Konzeption ebenfalls Dienst an der Nation bedeutete. In seiner mächtigen Gestalt, in seinem kräftigen nationalen Führergeist gelangte die lebenskräftige Natur des Ungartums zum Ausdruck.

★

Der nächste Aufsatz dieser Reihe:

JOHANNES CORVINUS

1473—1504

Von ZSOLT HARSÁNYI

erscheint Sonntag, den 11. April

ZIERGARTEN UND NUTZGARTEN

Von Wilhelm Jancsó,

Vizedirektor der Hauptstadtischen Gärtnerei

Den größten Vorteil und den höchsten Wert eines Eigenheimes bedeutet der Garten. Wenn der Raum um das Haus noch so klein ist, bietet er doch eine ganze Reihe Zerstreungen und Beschäftigungen. Der Gartenbesitzer entsagt gerne den lärmenden Vergnügungen der Großstadt, um in seinem Garten zu schaffen. Diese Pflicht wird in kurzer Zeit zur schönen, edlen Leidenschaft. Es ist allbekannt, daß die Arbeit im Freien nicht bloß den Körper stählt, sondern sowohl für den geistigen, wie für den physischen Arbeiter eine seelische Erholung mit sich bringt.

Ein Garten befriedigt nicht bloß die Landsehnsucht des Großstadtmenschen, sondern kann obendrein auch nutzbringend sein. Ein Teil des Küchenbedarfes und der Tafel kann vom Garten bestritten werden. Welcher Gartenbesitzer fühlt nicht Stolz, wenn er seinen Gästen selbstgepflücktes Obst, selbstgepflanzte Blumen anbieten kann? Auch auf die Kinder wirkt sich der Garten gut aus. Sie sehen den Lohn des Fleißes, und auch die Bewegungsfreiheit, die ein Garten ermöglicht, spielt bei der modernen Kindererziehung eine große Rolle.

Liefert der Garten Erntbares, so wird von einem Nutzgarten gesprochen, ist er bloß Augenweide, nennt man ihn Ziergarten. Die kleinen Gärten der Familienhäuser gingen aus der Vereinigung dieser beiden Kulturen hervor. Die Gartenbaukunst ist jener Zweig der bildenden Künste, der den Garten mit Hilfe von Pflanzen, Wasser und verschiedener Baumaterialien nach bestimmten ästhetischen Regeln zu einem harmonischen Ganzen ausgestaltet, wozu selbstverständlich verfeinerter Geschmack und Kunstfertigkeit des Gartenbauers das Ihre beitragen.

Schon die Ägypter hatten eine ziemlich entwickelte Gartenkultur. Um die Wohnhäuser standen Lauben aus Kletterpflanzen. Ihre Lieblingspflanze war der Feigenbusch, der so als Nutz- wie auch als Zierpflanze mit Vorliebe gepflegt wurde. Ausgrabungen förderten Wandmalereien zutage, die von einer großen Pflege der Topfkultur

sprechen. Man stieß auch auf einen Gartenplan des thebanischen Hauseigentümers Amenophis in Mosaikform.

Die Terrassenbauten der Griechen erforderten förmlich diese Lösung der Gärten. Vor allem um die Bäder wurden sowohl sonnige, wie Schattengärten angelegt. Unter dem Kaiserreich ließen die vermögenden Römer das Hügelland um Rom mit Lorbeer- und Ölbaumen bepflanzen und zweckmäßige Treppenaufgänge anlegen. Auch hier wurde die Kultur von grünen Ruhestellen um die Badebecken herum groß. Hier erschienen zuerst in den Gärten die Pfeiler-Pergolen. Sie brachten auch mit Vorliebe Steinurnen und Figuren in ihren Gärten an. Die Byzantiner schnitten als erste ihre immergrünen Bäume auf Formen zu, und schmückten damit ihre Zierbrunnen. Ihre Gartenkultur beschränkte sich auf die außerhalb der Stadt gelegenen Lust- und Luxushäuser. Im Mittelalter wurde die Gartenbaukunst vor allem durch die Mönche und die Burgherren gepflegt. Einen ausgesprochen erbkunsten Stil gab es nicht. Man verlegte sich auf die Kultur von Modepflanzen. Die in Vergessenheit geratene Gartenbaukunst des Mittelalters nahm in Italien während der Renaissance den größten Aufschwung, wo unter den günstigen klimatischen Verhältnissen im XV. und XVI. Jahrhundert der Reihe nach die mächtigsten Gärten und Parks angelegt wurden. Diese Gärten weisen schon stark ausgeprägtes Stil- und Formenempfinden auf.

Berühmt ist der italienische Renaissancegarten der Villa d'Este in Tivoli aus dem XVI. Jahrhundert. Der Entwurf ist eine Arbeit des berühmten Baumeisters seines Zeitalters, Piero Ligurio. Das Schloß selbst steht auf einer Anhöhe, der Garten wurde in der Runde terrassenartig gelöst. Den mächtigen Park charakterisieren geometrisch angelegte immergrüne Hecken, gestutzte Bäume, senkrechte Pergolen und Lauben. Das Wasserbecken mit figuralen

Wasserspielen nahm womöglich die Parkmitte ein.

Ein anderer berühmter Park seiner Zeit war der von Vignola entworfene Villalante. Die Lösung gleicht jener beim ersten. Im XVII.—XVIII. Jahrhundert macht sich die Auswirkung des Barockstils in der Gartenbaukunst geltend. Der berühmte Park von Versailles verkündet diesen Stil, der auch jetzt im Gartenbau, besonders bei Wasserbecken anzutreffen ist.

Im XVIII.—XIX. Jahrhundert schufen die Deutschen und Engländer einen neuen, naturnachahmenden Stil, und setzten sich für den sogenannten Landschaftsgarten ein.

Aus den angeführten Stilbeschreibungen erhellt, daß die Barock- und renaissancegärten durch regelmäßige Wegführung, gerade zugestutzte Hecken und Alleen die Lösung der geometrischen Gärten bilden, die erwähnten englischen und deutschen Landschaftsgärten hingegen sich durch Nachahmung der Natur und eine gewisse Unregelmäßigkeit auszeichnen. Der neuzeitliche Garten kam durch Verquickung dieser beiden Stile zustande. Die kleineren, etliche hundert Quadratklaster betragenden Gärten wurden eher auf geometrische Art gelöst, während die mehrere Joch großen Parks um das Haus oder das Schloß herum geometrische Flächenlösung weiter drinnen aber landschaftliche Lösung aufweisen. Das wichtigste Moment beim modernen Garten ist, daß er als Fortsetzung der Wohnung gedacht und ausgebildet wird. Dieses Prinzip kommt besonders bei kleinen Hausgärten in Anwendung.

★

Antwort auf Anfragen aus dem Leserkreis

„Französische Aprikose“: Auf dem aufgelassenen Tennisgrund ist die Pfirsichkultur in folgender Weise anzulegen: Wie Sie in Ihrem Briefe ganz richtig bemerken, muß der Grund vor allem von allen Schlacken, Kieselsteinen und den übrigen Verschalungsschichten gereinigt werden, wonach das Erdreich in 60—80 cm Tiefe gestürzt werden muß. Es hat nichts auf sich, wenn der Boden unten kalkhaltiger ist, man kann ihn deshalb mit der Oberschicht ruhig vermischen. Während des Stürzens ist

es ratsam, Torfkleie und sehr reifen Stalldünger in das Erdreich zu verarbeiten. Zu dem zur Verfügung stehenden Gebiet nehmen Sie etwa 8—10 Kubikmeter Torf und 5 Kubikmeter strohfreien, reifen Dünger. Die Stammweite der Bäume hängt davon ab, in welcher Form Sie die Obstbäume ziehen wollen. Sollen die Bäume die natürliche Kelchform behalten, so beträgt die Stammweite 3.50 bis 4 Meter. Sollen aber Palmette- oder andere Formbäume gezogen werden, so genügt eine Reih- und Stammweite von 2 Metern. Die Baumgruben sollen in dem gestürzten Boden nur so groß sein, wie es die Wurzel der Baumstämme erfordert. Die Baumpflanzung kann im nächsten Monat vorgenommen werden. Das Zurückschneiden der Wurzeln und des Astwerkes erfordert große Sorgfalt.

„Frau Witwe Dr. Eugen Nagy, Berecl“: Die Kultur der Zykamen durch Samen wird in folgender Weise vorgenommen: Die von verlässlicher Stelle besorgten Zykamensamen werden von August bis Ende September in ganz fein gesiebte, reife Lauberde gesät und mit einer 3 mm dicken Erdschicht bedeckt. Überdies bedeckt man die Kiste noch mit Pappe oder einem Holzdeckel. Nach dem Auskeimen wird den Keimlingen ein Halbschattenplatz angewiesen. Nach 18 bis 20 Tagen pikiert man sie in 3 cm Stamm- und Reiheweite. Mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit trägt man sie samt Kiste in einen Raum von 14—16 Grad Celsius. Die Keimlinge werden im Vorfrühling wieder umpikiert und Ende April, Mitte Mai getopft und so im Freiland in Halbschatten versetzt. Zu dem mehrmaligen Umpflanzen verwendet man folgende Erdmischung: Zwei Teile Lauberde, ein Teil Sand, ein Teil Dungerde. $\frac{1}{2}$ Teil Holzkohlenstaub. Hat die Knolle die Einzentimetergröße erreicht, wird sie beim Umpflanzen so eingetopft, daß die Knolle mit der Erdoberfläche in gleicher Höhe steht. Später, wenn die Knolle größer geworden ist, muß die Hälfte der Knolle aus der Erde herausstehen. Die Kultur der Zykamen nimmt von der Aussaat bis zum Blühen 14—16 Monate in Anspruch. Die Knollen der verblühten Pflanzen läßt man im Blumentopf, bis die Blätter alle verjert sind und die Knolle im Zustand der Ruhe ist. Nach Ablauf der Ruhezeit wird die Knolle vom alten Erdreich gereinigt, in neue, nahrhafte Erde gesetzt und die Kultur beginnt wie bei den Keimlingen. Sie werden nun, wenn auch spärlicher, abermals blühen. Es wurde an Hand von Aufzeichnungen festgestellt, daß manche Zykamen 18—20 Jahre hindurch lebten und Blüten brachten.

Spare Geld, Material, Zeit!